

Struktur und System

Von Heinrich ROMBACH (Würzburg)

Im Heft I (1989) des Philosophischen Jahrbuches hat Helmut Gross einen Vergleich zwischen Systemtheorie und Strukturontologie vorgenommen („System oder Struktur? Zu einer Luhmann/Rombach-Diskussion“).¹ Als Grundlage diente ihm ein älterer Austausch von Arbeitspapieren, mit denen die Kontrahenten dieses Vergleichs kritisch zueinander Stellung nahmen. Von da aus, und auch unter Verwendung weiterer Literatur der Diskussionspartner führte Gross beide Positionen in einen „nicht mehr zu vermittelnden“ Gegensatz.

Was mich betrifft, so sehe ich den Unterschied nicht so, vor allem aber fühle ich mich in einer Weise geortet, die zu einem grundsätzlichen Mißverständnis führen könnte, nämlich zu dem, daß die Strukturanthropologie gegen eine „verlässliche Gesellschaftsordnung“ wäre und das menschliche Dasein gänzlich auf „Kreativität“, auf „Identität“ und auf „Ganzheit“ stellen würde. „Bei Rombach ist nicht auszumachen, wo außer großen Durchbrüchen auch Durchschnittlichkeit und Verlässlichkeit im Alltag herkommen sollen. Sein Menschenbild geht eher in Richtung auf den ungewöhnlichen Menschen, der gewöhnlichen Regeln nicht unterliegt.“ . . . „Nicht das Normale und Alltägliche ist (also) im Blick, sondern das schöpferisch Einmalige.“ (108) Dem wird entgegengehalten: „Die meiste Zeit ist Alltag; auch er muß sozial geregelt sein.“ (107) – Es täte mir nun leid, wenn aus solchen Wendungen, die zweifellos der Eindeutigkeit der Gegenüberstellung dienen, die Schlußfolgerung gezogen würde, die Strukturanthropologie stünde auf der Seite eines radikalen Individualismus oder gar auf der der „Autonomen“ und der „Spontis“. In diese Ecke gehört sie nun aber wirklich nicht; dies muß klargestellt werden.

Selbstverständlich weiß die Strukturanthropologie, daß „die meiste Zeit“ Alltag ist und daß Gestaltfindung in einzelner, schöpferischer „Autogenese“ ein Ausnahmefall ist. Ja mehr noch, sie sagt ausdrücklich, daß das Verfallensein in durchschnittliche und entfremdete Alltäglichkeit eine *Voraussetzung* der Autogenese ist. Selbstheit konstituiert sich nicht, sie re-konstituiert sich. Allerdings – und von daher erklären sich die Mißverständnisse – will sie das Dasein auch in seiner Alltäglichkeit ontologisch *aus der Selbstheit* verstehen, und nicht umgekehrt die Selbstheit aus der Alltäglichkeit. Diese ontologische Kehre ist es ja doch, die uns die Phänomenologie, die existentielle Ontologie, die Daseinsanalytik gelehrt haben. Seither wissen wir doch, daß die europäische Tradition, insbesondere die neuzeitliche, den Menschen falsch verstanden hat, gleichsam verkehrt herum, von einer (ungeklärten) Ontologie der Durchschnittlichkeit, der Verdinglichung, der Veräußerlichung und Entfremdung her. Und seither sollte es auch klar sein, daß die „Humanwissenschaften“ fast ausschließlich an dieser Verkehrung teilhaben, sie bedenkenlos reproduzieren und damit die öffentliche Selbstauslegung des Menschen in Schule, Recht und Gesellschaft verbiegen. *Gegen* solche Verkehrung und Verbiegung, an der vor allem auch die „Systemtheorie“ Anteil hat, geht die Strukturanthropologie an.

Sie ersetzt das eine Extrem jedoch nicht durch das andere, sie will nicht eine Ontologie der Dinglichkeit durch eine Ontologie der Selbstheit *ersetzen*, sie will vielmehr die Begründungsordnung richtigstellen und die Beurteilungskriterien klären. Sie will weder den Massenmenschen noch den Ausnahmemenschen, sie will den „menschlichen Menschen“, und zu diesem gibt es viel zu sagen, was weder aus einer Metaphysik noch aus einer Theologie hergenommen werden kann, auch nicht aus einer Ethik, die wie die anderen Human-

¹ Philosophisches Jahrbuch 96 (1989) 95–114.

wissenschaften an der Verkehrung und Verknennung des Menschen Anteil hat. Die Strukturanthropologie sieht den Menschen als sehr endliches, fehlerhaftes, unvollkommenes Wesen, dies mehr noch als die anderen Anthropologien, aber sie bewertet Endlichkeit und Fehlerhaftigkeit anders. Sie gibt ihnen einen notwendigen und werthaftern Platz, ja eine unabdingbare Funktion in der Autogenese. Dasselbe gilt für die Alltäglichkeit, die Durchschnittlichkeit und das „Verfallen“. Auch diese sind „felix culpa“, glückhafte Voraussetzungen jenes Durchbruchs, der der Anfang eines Eigenweges ist. Die Strukturanthropologie ist vermutlich die erste Anthropologie (Augustinus einmal ausgenommen), die die Formen der Durchschnittlichkeit und Verfallenheit nicht nur kennt und einbaut, sondern ihnen einen entscheidenden inhaltlichen, nicht nur formalen Wert zuerkennt. Die Alltäglichkeit wird hier nicht nur gesehen und berücksichtigt, sondern aufgewertet und in eine grundsätzliche „Positivität“ aufgenommen, die – nun eher umgekehrt – Vorwürfe und gar Entsetzen hervorrufen könnte.

Vor allem aber ist es für die Beurteilung der Strukturanthropologie entscheidend, daß es menschliche Gesellungsformen nur darum gibt, weil es „Sozialgenesen“ gibt. Gruppen und Gemeinschaften entstehen wie alle Strukturen durch schöpferische Strukturierungsprozesse, „Autogenesen“, an denen alle teilhaben, auch die, die meinen, nicht daran teilzuhaben. Wer nicht zu einer schöpferischen Individualgenese findet, kann an schöpferischen Sozialgenesen teilnehmen, und eine solche „läuft“ schon in der Zweierbeziehung. Es ist nicht notwendig, den Menschen als ein Durchschnittsvehikel zu bedauern, das leider nicht wie der „große Einzelne“ zu seinem Eigenweg käme. Jeder hat einen Eigenweg und findet ihn auch, wenn man ihm nicht eine Durchschnittsontologie aufredet, oder wenn man ihn nicht blindhält gegenüber den faktischen Sozialgenesen, an denen er sozialschöpferischen („konkreativen“) Anteil hat oder haben kann.

Die Bundesbürger haben nach 1945 eine neue Lebenswelt, einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft aufgebaut. Dies war eine Sozialgenese, die nicht von diesem oder jenem, nicht von dieser oder jener Gruppe, gar noch als „System“ konstruiert wurde, sondern durch „konkreative“ Beteiligung aller entstand – aber auch nicht durch die Summe aller Einzelbeiträge, sondern durch eine „Gemeinsamkeit“, die *als solche* treibend und führend war, eben durch eine „Sozialgenese“. Der Fehler kam erst später: Da man das Erreichte für ein gutes „System“ hielt, wollte man es so, wie es war, an die nächste Generation weitergeben. Aber die wollte es gar nicht haben. Warum wohl? Nicht weil es „schlecht“ gewesen wäre, sondern weil es ohne sie entstanden war – weil es keine konkreten Möglichkeiten mehr für sie enthielt –, weil keine Sozialgenese mehr lief. So schufen sie sich ihre eigenen Sozialgenesen in Demos, Go-ins, Wohngemeinschaften – bis hin zur Hafensstraße. Statt ihnen aber den „konkreativen“ Sinn zu zeigen und die Dynamik in „menschliche“ Bahnen zu leiten, bot man das „System“ mit seiner ganzen Macht dagegen auf, sich dann wundernd, daß dies keine Überzeugungskraft hatte.

Ist die Sozialgenese nicht das, was jetzt überall hervordrängt? Wenn die Iren, die Basken, die Balten, vor allem jetzt die Völker des Ostblocks ihren Eigenweg wollen, dann ist das kein altmodischer Nationalismus und nicht unbedingt eine Kopie des westlichen Lebensweges, sondern überall zerfallen jetzt die großen Systeme und es bilden sich kleinere Strukturen, lebendige, denn das Leben ist auf dieser Seite.

Das *Entscheidende* der Strukturanthropologie liegt darin, daß sie die sozialen Ordnungen als „Strukturen“ sieht, d. h. als gleichgeartet dem menschlichen Individuum. Sie haben ihr Eigenrecht, ihr Eigenschicksal, ihren Eigenweg, ihre Selbstfindung, sie setzen in sich einen „Geist“ frei, der sich in Auseinandersetzung mit der Natur, mit der Geschichte und mit anderen sozialen Lebenseinheiten befindet. Die Strukturanthropologie betrachtet diese Lebenseinheiten, die von größter Bedeutung für die Einzelindividuen sind, in ihren kon-

kreten Seinsvollzügen, in ihrer Eigengesetzlichkeit und in den strukturalen Lebensgrundformen. Diese Wirkmächte nicht in ihrer Autogenese zu sehen und nicht in ihrer Selbstmächtigkeit zu begreifen, ist die Ursünde der Systemtheorie. Die Völker, Kulturen und Gesellschaften haben eigene Entstehungs- und Lebensgesetze, sie gebären einen eigenen Geist, jedenfalls dann, wenn sie lebendig sind.

Auch eine Familie hat ihren Geist. Dieser „beseelt“ alle Mitglieder, und die Familie ist nur „lebendig“, wenn sie einen solchen „Geist“ besitzt, der alle Mitglieder in gleicher Weise erfüllt – aber sie durchaus nicht determiniert. Über diese Verhältnisse zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen menschlicher Freiheit und Sinngebung müßte eine „menschliche“ Soziologie Aufschluß geben können. Darüber gibt es unendlich viel zu sagen, und diese Themen können einen Menschen bis zur Besessenheit erfüllen. Von der Systemtheorie wird hierzu nichts beigetragen. Sie handelt von geistig Totem – und ist darum selbst geistig tot. Für die Struktursoziologie ist sie selbst ein Phänomen, eine schwer erklärbare Selbstbehinderung auf dem Weg zu neuen Lebensformen.

Es gibt ungezählte Möglichkeiten für einen Eigenweg im individuellen und sozialen Leben, und dieses wieder in der Gestalt kleiner, mittlerer und größerer Gruppen. Wer nicht zu seiner individuellen Findung kommt, kann diese als eine partnerschaftliche haben, als eine gruppengemeinschaftliche, stammesverbundene, nationale, übernationale. Solche Sozialgenesen werden heute vielfach angeboten: Friedensbewegungen, ökologische Bewegung, Greenpeace, Frauenbewegung, vor allem politische Bewegungen, kurz alles, was sich heute „Bewegung“ nennt. Die früheste Sozialgenese als „Bewegung“ war die Jugendbewegung. Viele haben in dieser ihren Eigenweg gefunden, und der soziale Eigenweg ist kein bißchen weniger originell und selbsthaft als der individuelle. Niemand ist entschuldigt oder einer Entschuldigung bedürftig. Alle können ihren Eigenweg gehen, sie brauchen deswegen noch lange keine Sondermenschen zu sein.

Allerdings: was für die Gemeinschaft eine glückliche Findung war und über einen großen Durchbruch zu einer epochalen Genese führte, kann vom Einzelnen auch ganz gewöhnhaft aufgenommen, als „grauer Alltag“ empfunden und als bloße „Routine“ mitgemacht werden. Es kann allerdings auch wirklich mitgelebt werden. Wird es nur mitgemacht, so stellt es in concreto die Alltäglichkeit dar, aus der sich der individuelle Eigenweg in seinem „Durchbruch“ erhebt. Nur in Bezug auf diesen stellt sich der soziale Weg als „Verfallenheit“ dar; an sich selbst betrachtet ist er – oder kann er sein – eine Sozialgenese von höchster Konkreativität – und dies erleben wir gerade heute.

Dies alles freizulegen ist die Aufgabe der Strukturanthropologie. Die Systemtheorie weiß von diesen Zusammenhängen nichts. Sie hinkt dem Gedanken und der Realität der Sozialgenese mit dem Begriff der „Autopoiesis“ hinterher. Aber dieser Begriff trifft die Sache nicht, es handelt sich gerade nicht um Machen oder Selberrmachen, sondern um Konkreativität, was mehr ist als Kreativität – und schon diese ist mit der Ontologie des Machens oder Selberrmachens nicht mehr zu erklären.

Die Ontologie der Strukturanthropologie steht über der der Systemtheorie, steht ihr nicht gegenüber oder entgegen. Die Strukturontologie interpretiert die Systemtheorie; die Systemtheorie kann die Strukturontologie nicht interpretieren. Sie „sieht“ sie nicht. Sie zu sehen würde ihre Verwandlung bedeuten. Anders die Strukturontologie; sie sieht *auch* die Systemverfassung und ihre unabdingbare Lebensnotwendigkeit. Sie weiß, daß Systeme gebraucht werden, nicht nur als Abhebungshintergrund, sondern auch als Erweiterung strukturaler Möglichkeiten. Nicht erst auf der Stufe des Menschen, sondern schon in den Seinsverfassungen der Natur benutzen lebendige Strukturen verhärtete Systeme (z. B. Säugtiere den Knochenbau), um sich dadurch ein ausgreifenderes Leben zu ermöglichen. Die Strukturontologie zeigt dies in vielfacher Weise.

Es ist also gar nicht so, daß Strukturontologie und Systemtheorie „nicht miteinander vermittelbar“ (114) wären, sondern die Strukturontologie betreibt diese Vermittlung von Anfang an und mit größter Betonung. Sie zeigt, daß das Leben eigentlich immer eine Vermittlung von Struktur und System darstellt, nur freilich so, daß Systeme unter dem Gesetz und Maßstab der Struktur stehen müssen, nicht Strukturen unter dem Gesetz und Maßstab des Systems!

Mit dieser Verkehrung arbeitet nun eben leider die Systemtheorie, und daher tritt die Strukturontologie in harter Polemik gegen jene auf und läßt sich nicht auf ein Komplementärverhältnis herunterbringen. Ganz ebenso stehen die strukturalen kleinen Lebensgemeinschaften gegen die großen Systeme in einem Kampf auf Leben und Tod! Es kann der Strukturontologie von der Systemtheorie her nichts gezeigt werden, das sie nicht schon in sich aufgenommen hätte; während umgekehrt die Systemtheorie vieles von der Strukturontologie aufnehmen und verarbeiten könnte. Nur eben: würde sie dies tun, so würde sie aufhören, bloße Systemtheorie zu sein und müßte beginnen, sich und die Systemverfassung aus dem Strukturgedanken neu und besser zu verstehen. Dieses wird nicht so leicht geschehen. Der Gegensatz ist immer ein einseitiger gewesen, seit es den Strukturgedanken gibt, und es gibt ihn seit dem 15. Jahrhundert. Die Geschichte lehrt, daß die Strukturdenker immer auch ein Verständnis für Systeme, die Systemtheoretiker jedoch nie ein Verständnis für strukturelle Prozesse hatten. Das Verhältnis zwischen beiden ist nicht symmetrisch. Einen „Gegensatz“ oder gar einen „nicht vermittelbaren“ gibt es nur für die Systemtheorie, für den Strukturgedanken ist der Unterschied zwar einschneidend (und „ontologisch“), gehört aber zum Leben selbst hinzu.

Der Strukturanthropologe ist also weder Individualist noch Autonomist noch Maschinenstürmer und Systemfeind, sondern er sucht gerade umgekehrt jenes „menschliche“ Leben, das mit *allen* Kräften und Möglichkeiten zu arbeiten und daraus eine *friedliche* Existenz für alle zu gestalten vermag. Die Strukturanthropologie kann nicht unter einer Formel wie „System *oder* Struktur?“ erscheinen, sondern nur unter einer Formulierung wie „Struktur *und* System“. Dies gälte es zu begreifen.